



Stefan
Hertmans
Der Aufgang

Roman · Diogenes



Stefan
Hertmans
Der Aufgang

Roman · Diogenes

d

Stefan Hertmans
Der Aufgang

ROMAN

Aus dem Niederländischen von Ira Wilhelm

Diogenes

Seht ihr das Tier, das läuft,
und zwar überall auf die gleiche Weise?
Alessandro Baricco, Die Barbaren

Im ersten Jahr des neuen Jahrtausends fiel mir ein Buch in die Hände, aus dem ich erfahren sollte, dass ich zwanzig Jahre im Haus eines ehemaligen Mitglieds der SS gewohnt hatte. Nicht, dass es vorher keine Hinweise darauf gegeben hätte: Selbst Notar De Potter hatte an dem Tag, als ich mit ihm das Haus besichtigte, den früheren Bewohner beiläufig erwähnt; ich schenkte dem jedoch nur wenig Aufmerksamkeit. Vielleicht verdrängte ich es danach auch, beeindruckt, wie ich damals war von den schmerzvollen Gedichten Paul Celans, den Zeugnissen Primo Levis und den ungezählten Büchern und Dokumentarfilmen, die sprachlos machten angesichts des Unvermögens einer ganzen Generation, das Udenkbare in Worte zu fassen. Doch nun musste ich zusehen, wie sich meine intimen Erinnerungen mit einer Wirklichkeit vollsogen, für die ich keine Vorstellungskraft besaß, die ich aber auch nicht länger von mir stoßen konnte. Es war, als spukten plötzlich Gespenster durch die mir so wohlbekanntem Zimmer; nur zu gerne hätte ich ihnen einige Fragen gestellt, doch sie gingen ungehindert durch mich hindurch. Gegen nichts hegte ich einen größeren Widerwillen, als über Menschen zu schreiben, wie sie sich jetzt, Geistern gleich, in mein Leben schlichen. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, als ich das Haus zum ersten Mal sah. Es muss im Spätsommer 1979 gewesen sein. Ich ging in einem kleinen Stadtpark spazieren, an den ein paar alte Häuser grenzten; die Zäune erlaubten einen Blick auf sie. Um die verrosteten Gitterstäbe eines der Zäune wanden sich die dicken, fast schwarzen Äste eines Blauregens. Schwer von Staub hingen späte Blüentrauben herab, dennoch rührte mich ihr Duft - er führte mich zurück in den verwilderten Garten meiner Kindheit; neugierig starrte ich durch die Stäbe. Mitten im verwahrlosten Hinterhof schoss ein schlanker Ahorn auf, zwischen undefinierbarem Müll und einem

Kohlenschuppen mit einem Häuflein Spaltholz davor. Ungefähr fünf Meter vom Zaun entfernt fiel mein Auge auf das zerbrochene Fenster eines baufälligen Rückgebäudes, daneben erstreckte sich eine Veranda, durch deren hohes Bogenfenster man in die dunklen, leeren Räume des Haupthauses sehen konnte, wo fern und vage das Licht der Vorderseite schimmerte.

Eine merkwürdige Erregung erfasste mich; ich verließ den Park, ging einmal um den Häuserblock und fand mich in einer etwas trostlosen Straße wieder. Das fragliche Gebäude war ein großes Patrizierhaus mit einer pockennarbigen Fassade, durch die sich über Jahrzehnte die Feuchtigkeit gefressen hatte. Es besaß hohe Fenster, und die abblätternde Farbe auf der Haustüre hatte bessere Zeiten gesehen; es war nicht zu übersehen, dass das Haus seit Längerem leer stand. In einem der Fenster hing eine von Kondenswasser aufgeweichte Verkaufsanzeige. Es fing an zu nieseln, wie es nur in alten Städten nieseln kann; der Kupferdeckel des Briefkastens klapperte missmutig im Wind.

Das Haus stand im Genter Stadtviertel Patershol, benannt nach dem schmalen, höhlenartigen Zugang, der über einen Kanal zu einem mittelalterlichen Kloster führte und durch den die Ordensbrüder nicht nur Lebensmittel heranschipperten, sondern, wie der Volksmund behauptete, heimlich auch Huren. Grund und Boden waren ursprünglich einmal im Besitz der Grafen von Flandern; in dem an eine Burg aus dem zwölften Jahrhundert grenzenden Viertel hatten jahrhundertlang Patrizier und wohlhabende Bürger gewohnt, bevor mit dem Aufkommen des Proletariats viele der großen, vornehmen Häuser durch kleine Arbeiterhäuser ersetzt wurden, die Armut sich in

den schmalen Gassen ausbreitete und die Gegend einen schlechten Ruf bekam. Alles war am Verfallen, als sich Ende der Sechzigerjahre im Zuge der Studentenrevolte die Boheme hier niederließ. Das Haus, vor dem ich nun stand, lag am nordöstlichen Rand des Viertels, in einer Straße namens Drongenhof, nicht weit von dort, wo die Leie träge und dunkel an den feuchten Häusern entlangfloss.

*

Wichtige Entscheidungen in meinem Leben habe ich selten mit Bedacht gefällt. Fast immer befand ich mich dabei in einer Art Trance, die mir das Gefühl gab, von einer unsichtbaren Hand im Rücken vorwärtsgestoßen zu werden und wie der sprichwörtliche Narr kopflos meinem Schicksal entgegenzustolpern. Ich zog ein Notizbuch aus meiner abgetragenen Lederjacke und notierte mir die Telefonnummer. Noch am gleichen Tag rief ich an. Zwei Tage später besichtigte ich das Haus; es war im Besitz der frankobelgischen Familie De Potter, die sich noch rasch einiger Besitztümer entledigen wollte, da mit dem Jahreswechsel die liegenschaftsbezogenen Steuerabgaben empfindlich erhöht werden sollten.

Bei der Besichtigung des Hauses entgingen mir der Schimmel und die Feuchtigkeit keineswegs, auch nicht das Brackwasser in den vollgelaufenen Kellern oder die verstreut herumstehenden vermoderten Möbel, vor allem aber sah ich das hohe Treppenhaus, den wunderbaren Kamin aus rosabräunlichem Marmor im vorderen Wohnzimmer, den langen Flur, verkleidet mit schwarzglänzendem, mit einer Bordüre aus graugeädertem Carrara abgesetztem Ardenner Stein, und die breiten

Dielen in den großen Räumen der oberen Stockwerke – das unbekannte Leben zog mich unaufhaltsam an.

Wir gingen vom Keller bis zum Dachboden, der Aufstieg dauerte fast zwei Stunden, denn Notar De Potter erstellte währenddessen, unter der ständig eingeforderten Beipflichtung meinerseits, eine detaillierte Bestandsaufnahme. Auf dem Dachboden sah ich von einem staubgrauen Balken ein Seil hängen; im hohen, spitz zulaufenden Dach fehlten einige Ziegel, durch die der graue Stadthimmel zu sehen war. Irgendwo hörte ich Tauben mit den Flügeln schlagen.

Schon immer mochte ich den für alte Häuser so typischen Geruch von Feuchtigkeit und Verfall. Vielleicht lag das daran, dass ich als kurz nach dem Krieg geborenes Kind an der Hand meiner Mutter noch an vielen von Bomben beschädigten Häusern vorbeigekommen war, wodurch feuchtes Gemäuer und Schimmel für mich zu dem werden konnten, was die berühmte Madeleine für Proust war. Einem noch erinnerungslosen Kind ist selbst der Geruch nach Verderbnis eine Quelle des Glücks.

Ich kaufte das Haus aus einem Impuls heraus und für einen Betrag, für den man heute nicht einmal mehr einen Mittelklassewagen bekommt. Da ich nicht gerade begütert war, lieh ich mir das Geld zinslos von meinem Vater und versprach ihm, es in monatlichen Abschlägen so schnell wie möglich zurückzuzahlen. Damals erledigte man solche Transaktionen noch in bar; bis heute sehe ich die makellosen Hände meines Vaters vor mir, wie sie die sorgfältig zusammengesparten Geldscheine auf die kalbslederne Schreibunterlage des Notars blättern.

*

Das Buch trug den Titel *Zoon van een »foute« Vlaming* (Sohn eines »falschen« Flamen). Der Autor hieß Adriaan Verhulst, ich hatte bei ihm studiert. Der inzwischen emeritierte Geschichtsprofessor genoss während seiner akademischen Laufbahn großes Ansehen, gehörte den Vorständen des öffentlichen Rundfunks und zahlreicher kultureller Institutionen an, war Verfasser vieler wissenschaftlicher Artikel und bekannt nicht nur für seine liberalen Ansichten, sondern auch für seinen rigiden und ernsten Charakter. In den nicht ganz unproblematischen Bekenntnissen, verfasst gegen Ende seines Lebens, erinnert er sich irgendwann auch des Hauses, in dem er seine Kindheit verbracht hatte, wobei er mich namentlich als den aktuellen Bewohner erwähnt. Als ich das las, starrte ich ungläubig auf das Buch in meinen Händen; ich hatte das Haus gerade wieder verkauft und nahm mir vor, meinem ehemaligen Professor einen Besuch abzustatten, doch bevor es dazu kam, starb er. Ich stand widerwillig vor einer Wand aus Rätseln und Schweigen.



Nun gut, dachte ich, dann werde ich eben nicht die Geschichte eines SS-Mannes erzählen; solche Geschichten gibt es ohnehin zuhauf. Ich werde die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner erzählen. Allerdings dauerte es Jahre, bis ich das Material für die nun folgende Geschichte zusammenhatte. Einige Augenzeugen leben noch, sie sind hochbetagt und haben mir ihre Erinnerungen, soweit das möglich war, in vielen Einzelheiten geschildert. Erst später, nachdem ich alles mühsam durchgearbeitet hatte, wurde mir klar, dass der sonst so gewissenhafte Historiker Adriaan Verhulst niemals Einsicht in die Gerichtsakten genommen hatte, in denen die ganze Wahrheit stand. Er hätte es problemlos tun können, doch dann wäre das Porträt seines Vaters wohl kaum so milde ausgefallen.

I

Da macht' es zögern mich mit weitem Fragen.
Dante, Paradies, Dritter Gesang

Adriaans Vater, Willem Verhulst, wurde am 10. Juli 1898 in Berchem bei Antwerpen geboren, in derselben Gemeinde, wo er 1975 nach vielen Irrungen und Wirrungen auch begraben wird - etwa vier Jahre bevor ich jenes Haus in Gent erstand, in dem er jahrzehntelang gewohnt hatte.

In einem merkwürdigen, vermutlich im Gefängnis verfassten autobiografischen Fragment mit dem Titel *Wils jeugd* (Wils Kindheit und Jugend) sieht Willem Verhulst ein Omen darin, dass er um ein Haar am 11. Juli zur Welt gekommen wäre - dem Gedenktage der Goldene-Sporen-Schlacht des Jahres 1302, einer zum nationalistischen Gründungsmythos erklärten Schlacht, in der eine Handvoll flämischer Bürgermilizionäre, notabene mit Unterstützung wallonischer Truppen, auf dem Groeningekouter unweit von Kortrijk die Armee des französischen Königs Philipp IV. schlug.

Willem stammte aus einer großen Familie mit neun Kindern, vier Jungen und fünf Mädchen; er war der Benjamin und sofort der Augenstern der Mutter. Der Vater führte in der Boomgaardstraat unweit des Albertparks, zwischen dem Groen Kwartier und Oud-Berchem, eine Diamantschleiferei. Ein Jahrhundert nach seiner Geburt ist die Boomgaardstraat eine ganz normale Straße mit noch recht jungen Bäumen. Als ich sie entlanggehe, entladen einige orthodox gekleidete jüdische Männer vor einem im Souterrain liegenden Lager gerade einen Lastwagen. Da hier nur wenige Häuser über eine derartige Lagerfläche

verfügen, vermute ich, dass sich dort durchaus eine Diamantschleiferei befunden haben könnte. Ich erkundige mich bei den Männern danach; einer der Männer fragt zurück, warum ich das wissen wolle. Gern hätte ich ihm geantwortet, dass ich das Elternhaus eines ehemaligen Mitglieds der SS suche, halte es dann aber doch für ratsamer zu schweigen.

An den ehemaligen Obstgarten, der der Straße den Namen gab, erinnert heute noch ein Altenpflegeheim mit dem arkadischen Namen *Ten Gaarde*. Auch das alte Wirtshaus *De Hand*, wo Willems Vater regelmäßig ein Gläschen zu viel trank, gibt es noch. Nicht weit von hier muss früher einmal ein Kutscher gewohnt haben; es soll hier immer nach Pferdemist gestunken haben. Ich habe eine alte Radierung gefunden, auf der die Straße und ein romantischer Bauernhof abgebildet sind. Kopfweiden und Schnee, ein Reetdach, Felder – eine Ansicht aus verlorenen Zeiten. Heute schieben sich hier in endlosen Staus die Autos vorbei, grau wie die Seelen in Dantes Hölle.

Hinter dem Haus führte Willems Schwester Caroline, Carlo genannt, eine »Tanzschule für Salontänze«; die Schellackplatten lagen in dünnen braunen Hüllen mit tintenblauem Aufdruck auf dem Tischchen neben dem Grammofon. Damals der letzte Schrei. Man hörte nur das Scharren von Füßen auf dem mit feinem Sand bestreuten Fichtenholzboden und die rhythmischen Anfeuerungsrufe einer jungen Frau; am Schluss der Tanzstunde, während die letzten Takte der Musik verklangen, kamen die Kinder hereingerannt und tobten zwischen den schwarzgekleideten Paaren umher.

Unter ihnen der vierjährige Willem.

Es muss an einem Frühlingsabend gewesen sein, als der kleine Junge auf einmal zu Boden stürzt. Er stöhnt, rollt mit den Augen, die Bewegungen sind ruckartig und gehen in heftige Krämpfe über. Schaum tritt ihm vor den Mund, die Schwestern kreischen auf und schreien nach der Mutter; die stürzt herbei, sieht das zuckende Kind, versucht, den auf den Bretterboden schlagenden Kopf zu stützen, steckt den Finger in den Mund des Jungen, damit er sich nicht die Zunge abbeißt - er erbricht sich und würgt, die Augen treten hervor. Die Mutter kennt die Fieberkrämpfe der Kinder, schickt eines der Mädchen nach einem mit kaltem Wasser getränkten Tuch und hält das Kind fest, bis die Spasmen abnehmen. Langsam kommt der Junge zu sich, stammelt, jammert und weint. Die Mutter trägt ihn ins Haus und legt ihn aufs Sofa, wo er in einen tiefen Schlaf fällt; als er Stunden später erwacht, bekommt er warme Milch und ein Butterbrot mit Pflaumenmus. Beim Trinken verschüttet er die Hälfte und fängt wieder an zu weinen. Er will zur Toilette, stößt gegen den Türrahmen. Wieder Weinen und dann sein Schrei: *Mama, ich seh nichts mehr!* Die Mutter eilt herbei, betrachtet prüfend ihr Kind und sieht, dass die Augen ins Leere starren. Sie murmelt ein Stoßgebet, hilft dem Jungen zum Klo im Innenhof, setzt ihn aufs Holzbrett und legt ihm die Hand aufs Knie, während er pullert. Es wird alles wieder gut, Wimpje, sagt sie. Sie trägt ihn zum Sofa zurück, wo der Junge erneut einschläft und erst erwacht, als es schon dunkel ist. Inzwischen ist der Vater nach Hause gekommen, er bewegt die Hand vor den Augen des Kindes hin und her. Das eine Auge folgt der Hand, das andere nicht. Vielleicht ist ja auch das andere Auge bis morgen wieder gut, sagt der Vater, immerhin sieht er ja mit dem rechten noch was.

Doch das andere Auge wird nicht wieder gut. In den nächsten Monaten stößt sich der Junge überall, hat immer wieder kleine Wunden am Kopf und ständig aufgeschürfte Knie. Will er die Treppe rasch hinuntereilen, stürzt er; ein ums andere Mal schätzt er Abstände falsch ein, stolpert über Bordsteinkanten und Türschwellen, läuft gegen die großen Kartoffelhorden in der Waschküche, bleibt an einem Nagel hängen und reißt sich die Hüfte auf. Die Nachbarskinder hänseln ihn, gehen dicht vor ihm her, wollen ihn verwirren, skandieren im Chor: Hier kommt Willem Schiel, der sieht nicht mehr viel! »Es stimmt. Was ich sehen sollte, habe ich nicht gesehen«, schreibt er später mit gewagter Ironie, »dafür aber vieles, was ich besser nicht gesehen hätte, und so zu tun, als wäre ich blind, kam mir später sehr zupass, und ich konnte es mir nur schwer abgewöhnen.«

Willem sitzt unter dem Glasdach hinter dem Haus und spielt mit Murmeln. Drinnen erklingt die immergleiche Melodie, eine seiner Schwestern übt Klavier. Er hört den Vater singen: *Je crois en toi, Maître de la nature / Semant partout la vie et la fécondité*. Das heute noch in Frankreich bekannte Lied mit dem Titel *Le crédo du paysan* rühmt Gott den HERRN für die Schöpfung und die Fruchtbarkeit der Erde, doch die Zeilen, die Gott zur Ehre gereichen sollen, verballhornt der Vater, indem er jedes *dieu* durch *bête* ersetzt: *Bête Tout-Puissant, qui fis la créature* - es hallt durchs ganze Haus, bis seine Frau ruft, dass es nun aber genug sei. Der Diamantschleifer ist überzeugter Darwinist und will die Kinder vor dem behüten, was er den Wahnsinn des Glaubens nennt, er zitiert Voltaire auswendig und nennt Priester Schwarzröcke und Kohlenträger.

Der Junge bekommt Panikattacken, wenn seine Mutter nicht in der Nähe ist; er weigert sich einzuschlafen, bevor er unter das Bett geschaut hat. Er will nicht länger aufs Plumpsklo im Hinterhaus, weil er Angst hat vor dem schwarzen, stinkenden Loch. Die Schatten des Kerzenlichts grausen ihn, und quietscht eine Türe, fängt er an zu zittern. Bei Gewitter verkriecht er sich, überzeugt, ein Geist komme sein anderes Auge holen. Die Schwestern verwöhnen ihn, manchmal darf er zu einer von ihnen ins Bett - was ihn später zu der Bemerkung veranlasst: »Ich habe schon immer bei den Frauen Trost gesucht, dabei war

ich sehr schüchtern, ein paar Frauen würden das aber wohl bestreiten.«

Er wird ein richtiger, wenn auch sympathischer, Lausebengel, mindestens einmal in der Woche schicken ihn die Eltern ohne Abendessen ins Bett. »Hatte ich etwas ausgefressen, ging ich von selber«, schreibt er. »So kam ich weiteren Strafen zuvor.« Bis zu seinem sechsten Lebensjahr trägt er ein Kleidchen, was damals aus hygienischen Gründen üblich war, er spielt mit Puppen und erinnert sich später, viele von ihnen aufgerissen zu haben, um nach den Eingeweiden zu suchen. Auch ihre Augen will er ständig »reparieren«, weshalb viele blinde Puppen im Haus herumliegen.

Eines Tages kommt die Mutter mit zwei Ärzten in sein Zimmer. Bis ins hohe Alter erinnert er sich an jedes Detail, sogar die Namen weiß er noch: Dr. Van Rechtsteen und Dr. Bayence. Er ist ungefähr sechs Jahre alt. Als Van Rechtsteen etwas Unverständliches murmelt und sich suchend umblickt, deutet die Mutter auf das Tischchen mit Willems Bilderbüchern. Der Arzt reißt von einem der Bücher das Titelblatt ab. Willem protestiert, schreit. Nicht! Das ist mein Lieblingsbuch! Der Arzt spricht beruhigende Worte, geht auf ihn zu, rollt dabei das widerspenstige Blatt zu einem Trichter und drückt ihn dem Kind auf das Auge; er gießt eine Flüssigkeit hinein. Willem verliert das Bewusstsein.

Als er wieder zu sich kommt, liegt er im Bett, die Augen mit einer nach Desinfektionsmittel riechenden Kompresse verbunden. Im Kopf spürt er einen scharfen Schmerz, er tastet – da, die Hand der Mutter, er will den Verband abreißen, doch die Mutter besänftigt das panische Kind.

Der Verband darf auf keinen Fall ab; auch wenn der fahle, rostfarbene Fleck darauf die Mutter vor Ekel fast erbrechen lässt. Mehrere Wochen lang wacht sie an Willems Seite, hilft ihm mit der Bettpfanne, wäscht und kleidet ihn, redet ihm gut zu und liest ihm vor. Er bekommt nur flüssige Nahrung. Zwei Monate liegt er blind im Bett. Wenn die Mutter sich für ein paar Stunden von einer der Schwestern vertreten lässt und er vergeblich nach ihrer Hand tastet, tobt er, bis sie wieder da ist.

Dann wird der Verband abgenommen; über dem operierten Auge liegt ein dünner Schleier trüber Flüssigkeit. Mit einer Pinzette entfernt der Arzt einige Schorfpartikel, der Junge weint. Das operierte Auge wird mit einem kleineren Verband bedeckt. Der kleine Wim muss eine schwarze Brille tragen. *Tranquille, mon gars*, sagt der Arzt, ganz ruhig, alles wird gut. Sein gesundes Auge gewöhnt sich allmählich wieder an das Licht. Der Arzt kommt anderntags zurück und nimmt den Verband ab, verdeckt das gesunde Auge mit der Hand und fragt: Was halte ich hoch? Das Kind hat vorher Weintrauben auf dem Tisch neben dem Arzt gesehen; Weintrauben, ruft es. Doch bedauerlicherweise ist es eine Schere. Das Auge ist noch immer blind, sagt der Arzt zur Mutter. Wir müssen das Ganze wiederholen. Das Kind reagiert panisch: Nein, nicht noch mal, schreit es. Nicht noch mal! Es strampelt mit den Beinen, wirft den Kopf hin und her, ist nicht zu halten. Die Mutter nimmt ihren Sohn auf den Schoß, ist ja gut, sagt sie, alles ist gut!

Der Eingriff wird nicht wiederholt; wie leicht verschiebt sich doch bei Müttern das Gleichgewicht zwischen Mitgefühl und Standhaftigkeit.

Ein Jahr später. Der erste Schultag; Willem ist eingeschüchtert, verläuft sich im Gebäude, öffnet die falsche Türe, gerät ins Zimmer des Hausmeisters, der ihm sogleich eine derart unselige Ohrfeige verpasst, dass dem Jungen das Blut aus dem Ohr tropft. Er rennt aus der Schule und wird von einem Gendarmen zurückgebracht. Schluchzend sitzt er auf der Schulbank und presst sich einen Pfropfen ans Ohr.

Blühende Rosskastanien, so schreibt er in seinen Memoiren, mochte ich besonders, auch die trudelnden Ahornhelikopter im Herbst, oder das Zischen der Gaslaternen im Nebel; ich habe dicke, gelbe Birnen aus Obstgärten gestohlen und meine Beute hinter dem Kaninchenstall versteckt.

Mit dem zehnten Lebensjahr fingen die Prügeleien in der Schule an. Die Lehranstalt bestand aus zwei Abteilungen, in der einen wurde Flämisch und Französisch, in der anderen nur Französisch gesprochen; um die Kampfhähne beider Lager auseinanderzuhalten, gab es zwei Pausenhöfe. Willem schreibt, dass die flämischen Kinder verächtlich behandelt und verspottet wurden. Die Bürgersöhnchen hänselten uns, riefen uns französische Schimpfwörter nach, die uns zum Dreck der Straße machten. Wir verstanden uns als Kinder der einfachen Leute und hauten wild drauflos, ich konnte die Demütigungen nicht ertragen. Er fügt hinzu, dass er schon immer Sympathien für Bauarbeiter, Straßenbahnschaffner und Pferdekutscher gehabt habe und dass er beim Schulschwänzen oft Bonbons geklaut habe, die er dann mit ihnen teilte. Voll beschönigender Ironie typisiert er sich selbst als »Schlawiner Will«, der niemals vernünftig geworden sei, dank seiner »heiligen

Einfalt, die ihm doch unübersehbar ins Gesicht geschrieben stand«.

Der Diamantschleifer ist dem Alkohol verfallen und dämmert in seiner Werkstatt vor sich hin, die Mutter aber ist eine zupackende Frau. Durch den gewinnbringenden Kauf und Wiederverkauf kleinerer städtischer Liegenschaften erwirtschaftet sie sich ein bescheidenes Vermögen, auf das ihr Mann keinen Zugriff hat. Damit baut sie ein großes Haus, auf dessen Grundstück noch genug Platz bleibt für eine Diamantschleiferei und Carlos Tanzschule – zweiundneunzig Zimmer habe das Haus gehabt, schreibt Willem ein halbes Jahrhundert später und meint wohl neunundzwanzig. Aber spielt das eine Rolle? Spielt es eine Rolle, ob Carlos Schule ein Turn- oder Tanzsaal war? Willem darf den Bürgerstöchterchen in den Abendkursen beim Einüben der Tanzschritte helfen. Das Kind mit der Augenklappe wickelt alle um den Finger: Wie eine kleine Ballerina wirbelt es durch den Saal, stolpert immer wieder herzerreißend, rappelt sich auf und tanzt weiter.

Die Prügeleien in der Schule werden dramatischer, die Kontrahenten gewaltbereiter. Es kommt vor, dass einer der Jungen einen abgebrochenen Flaschenhals oder einen Knüppel bei sich hat. Nicht selten muss die Ambulanz gerufen werden. Willem vermasset die Algebra-Prüfung, weil er das Französisch des Mathematiklehrers nicht versteht; er wird bockig, überheblich, stellt sich vor die Klasse und verlangt lauthals Unterricht in flämischer Sprache. Der Löwe von Flandern!, ruft er. Als ein elegant

gekleideter Franzosenjunge ihn auslacht, stürzt er sich auf ihn wie ein wildes Tier. Ihm droht ein Schulverweis. Seine Noten werden mit jedem Tag schlechter, die Zeugnisse schmeißt er in die Gosse, klaut leere Formulare aus dem Sekretariat und trägt sich gute Noten ein, bis sich der Vater über das Gekrakel des angeblich neuen Lehrers wundert und den Betrug entdeckt. Willem bekommt eine Tracht Prügel, an die er sich noch Jahrzehnte später erinnern wird.

Er schwänzt die Schule, treibt sich tagelang herum, durchstreunt Obstgärten und stiehlt mithilfe eines nagelbewehrten Stocks die hochhängenden Früchte. Er pflückt einen Strauß Feldblumen und stellt sich damit vor das Eingangstor der Mädchenschule, wird dann aber von einer Nonne am Ohr über die Straße gezogen, bis er anfängt zu weinen. Er versucht, den Mädchen unter die Röcke zu schauen - »Man hat mir erzählt, dass man davon blind werden kann, wie von einem Blitz ...« Noch im Alter seufzt er, ach, Mariëtte, ach, Tilly, ach, Eveline, Französisch hätten sie gesprochen und ihre Schlüpfen seien spitzenbesetzt gewesen, das habe er mit seinem guten Auge sehen können.

Im Winter hilft er seinem Vater, morgens um halb sechs die Öfen der Diamantschleiferei und der Tanzschule einzuheizen; er kocht Kaffee für die Arbeiter, danach müssen alle Tanzschuhe geputzt werden. Die Schuhe eines besonders affektierten Tänzers schmiert er mit Kaninchenköteln ein, er liebt Streiche auf Kosten anderer. Er schreibt: Ich war der heilige Schlawiner, ich war gut darin, so zu tun, als könnte ich kein Wässerchen trüben. Ich hatte eine herrliche Kindheit.

*

Doch dann schlägt der Blitz tatsächlich ein. Er ist dreizehn, als die Mutter unerwartet stirbt. Die Umstände sind unklar; seine Kindheitserinnerungen bricht Willem abrupt mit ihrem Tod ab, ohne weitere Erklärung. »Voll Heimweh treibe ich mich zwischen den Gräbern herum«, beschließt er seine Aufzeichnungen, »und suche mein Leben.«

In den Besitz einer Kopie dieser merkwürdigen Bekenntnisse gelangte ich viele Jahrzehnte später, durch eines seiner Kinder; auf der Vorderseite des Hefts ist ein Sportler abgebildet, über dem in beiden Landessprachen die Maxime zu lesen ist: »Handle wie ein wahrer Sportler.«

Mein Auge fällt auf den Schatten des Läufers, er gleicht eher dem Schatten eines Boxers.

Am unteren Rand der Seite steht: *Cahiers de Belgique*. Was angesichts Willems problematischem Verhältnis zum Vaterland Belgien an Ironie grenzt.

AGIS COMME UN VRAI SPORTIF HANDEL ALS EEN ECHTE SPORTIEF



L'EFFORT OLYMPIQUE

L'effort consiste à donner le plein effort physique.

OLYMPISCHE KRACHTINSPANNING

Het doel is om de volledige fysieke krachtspanning te geven.

N° 60

Cahiers  de Belgique

Départ

Bauer will er werden, oder Gärtner, etwas in der Art, warum, weiß er selber nicht, aber alles ist besser als Diamantschleifer mit staubtrockener Kehle. Sein lebensüberdrüssiger Vater schickt ihn auf die Garten- und Landbauschule in Melle bei Gent. Doch von Studieren kann kaum die Rede sein. Der Erste Weltkrieg tobt, die Von-Bissing-Universität war gerade eröffnet worden: Moritz Ferdinand Freiherr von Bissing, Generalgouverneur des besetzten Belgien, Bewunderer von Rilke und Goethe, hatte den Auftrag zur Gründung einer *Vlaamsche Hoogeschool* erteilt und damit gegen belgisches Gesetz verstoßen. Das führte zu einer tiefen Spaltung der akademischen Welt Belgiens: Die Flamenpolitik der deutschen Besatzer war für die Anhänger des belgischen Einheitsstaates, die *Patriotten*, eine Provokation, während die Flaminganten endlich ihre Forderung nach einer Universität erfüllt sahen, in der die Lehrveranstaltungen in der eigenen Sprache stattfanden. Das wiederum trieb diejenigen flämischen Hochschullehrer, die sich weigerten, mit den Deutschen zu kollaborieren, zu Demonstrationen auf die Genter Straßen, bei denen sie französischsprachige Transparente mit sich führten. Mit Aufschriften wie *L'université de Gand français!* sprachen sie sich im Grunde gegen die eigene »verniederländischte« Universität aus. Die meisten von ihnen verließen die Hochschule und wurden durch Kollegen ersetzt, die bereit waren, zur Erreichung ihrer flämischen Ziele mit den deutschen Besatzern zu kollaborieren. Eine

größere Kluft zwischen den beiden Lagern war kaum denkbar.

Der Sohn des Antwerpener Diamantschleifers treibt sich in den Straßen von Gent herum. Er besucht proflämische Studentenclubs und tritt der berühmtesten *Groeningewacht* bei, einer rasch wachsenden aktivistischen Bewegung. Deren charismatischer Vorsitzender ist August Borms; am 11. Februar 1917 hält er vor seiner Organisation eine Rede. Schon damals beinhaltet ein Tagesordnungspunkt die Forderung, Flandern und Wallonien administrativ voneinander zu trennen und die frankofonen Wallonen aus dem Land zu »vertreiben«. Borms weiß seine Zuhörer zu fesseln: »Wir verlangen gemäß der in unseren Händen liegenden Macht die Elemente zu entfernen, die in flämischen Gebieten unerwünscht und allgemein-geistig und sittlich als ungesund zu bezeichnen sind. Raus mit den *Franskiljons*, raus mit den Franzosenfreunden, raus mit ihnen allen! ... Wem das nicht passt, hopp, rüber, über die Grenze! Raus mit allen, die sich gegen unsre Sache stellen!«

Willem steht inmitten der aufgehetzten jungen Leute und brüllt mit. Bis spät in der Nacht sitzt er in der Kneipe, setzt den Mädchen nach, im Wunsch, vom Blitz unter den Rücken getroffen zu werden, den er doch so fürchtet.



An einem Frühlingstag besteigt Willem die Straßenbahn; die Deutschen führen ständig Kontrollen durch und gehen dabei äußerst brutal vor, die Gemüter sind angespannt, die Nerven liegen blank. Willem tritt auf die hintere Plattform, um dort zu rauchen. Im Knopfloch der Jacke trägt er ein Emblem, das bei der Flämischen Bewegung damals sehr beliebt ist: die belgische Kokarde mit dem flämischen Löwen in der Mitte. Plötzlich stürzt sich ein älterer Herr auf ihn, reißt ihm den Anstecker von der Jacke und schreit mit wutverzerrtem Gesicht: *Maintenant c'est fini tout cela!* Der arglose junge Mann ist zutiefst erschrocken über die Attacke des braven Bürgers, sofort stehen ihm wieder die Prügeleien auf dem Schulhof vor Augen, er hört die verächtlichen, höhnischen Bemerkungen, spürt den Adrenalinstoß in den Adern. Er will dem Mann eine

reinbauen, verliert um ein Haar die Kontrolle über seine Fäuste, gerade noch rechtzeitig springt er aus der fahrenden Bahn und verstaucht sich auf dem unebenen Pflaster den Fuß.

Später wird er sagen, dass er in diesem Moment angefangen habe, den belgischen Staat zu hassen. Etwa zur gleichen Zeit erfährt er vom Tod seines älteren Bruders Edward, der an der Front gefallen ist, das alles ist für ihn weit weg. Wegen seines blinden Auges ist er für den Kriegsdienst untauglich. Einem Mädchen gegenüber, auf das er Eindruck machen will, scherzt er, dass die frankofonen Offiziere an der Yser mit einem flämischen Zyklopen wie ihm wohl kaum etwas anfangen könnten.

*

Er ist zu einem großen jungen Mann herangewachsen, misst über ein Meter achtzig, hat langes schwarzes Haar – auf dem einzigen noch existierenden, unscharfen Foto aus jener Zeit sieht er eher aus wie eine zu früh geborene Version von Neil Young als wie ein Flamingant des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Die Augenklappe verleiht ihm etwas Geheimnisvolles, wirkt anziehend auf etwas klügere Mädchen und einschüchternd auf seine Freunde. Wenn er eine Kneipe betritt, drehen sich alle nach ihm um. Das Kino fasziniert ihn; in einem kleinen Filmtheater sieht er eine knatternde Kopie von Alfred Machins *Maudite soit la guerre*; eine Woche später läuft dort ein deutscher Propagandafilm über die erhabene Pflicht zum Krieg, was ihm tüchtig zu denken gibt; der berühmte Film über die Schlacht an der Somme wird in Gent noch nicht gezeigt, aber er hört davon. Er weiß nur ungefähr, was in den flämischen und nordfranzösischen Schützengräben

passiert, wenig dringt tatsächlich zu ihm durch, widersprüchliche Nachrichten allenthalben, nicht selten schallt es »Lügenpresse«. Nun, dann halt keine Zeitungen; die Weisheit liegt ohnehin auf der Straße.

Die Alliierten stecken genauso tief im blutigen Lehm fest wie die Besatzer, die Katastrophe von Passendale ist in vollem Gange. Ende August hört er in Gesprächen immer wieder den Namen Langemark. Warum Langemark, was ist 1914 in Langemark passiert, wo liegt das überhaupt, Langemark? Gibt's denn auch ein Kurzemark, witzelt er. Du solltest nicht so viel trinken, sagt eine Freundin und legt ihm den Arm um die Schultern. In Gesellschaft von Studenten hält er sich anfangs meist zurück, ist fast schüchtern, doch wenn er sich einmal in Rage geredet hat, verliert er sich schnell in wirren Theorien und haut mit der Faust auf den Tisch. In der Zeitung stehen Artikel über die Oktoberrevolution, überall redet man von Menschewiki und Bolschewiki. Er bekommt Wind von den Plänen für eine »rein flämische Partei«, den *Vlaamsche Blok*, und erfährt, dass diese Pläne bis ins Jahr 1912 zurückreichen. Ein Student mit komischer Kopfbedeckung behauptet, dass die westliche Welt untergehe, der Bürgersohn Edmond Vandermeulen. Mit ihm zieht er ein paar alkohohselige Nächte durch die Kneipen, die Familien der beiden werden sich später befreunden, doch das kann er jetzt unmöglich wissen; als der Student am frühen Morgen *Hou ende trou* brüllt, den Wahlspruch des katholischen Genter Studentenkorps, und *Vliegt de Blauwvoet!* singt, das aus dem neunzehnten Jahrhundert stammende Kampflied der katholischen Studentenbewegung, stimmt er in das Gebrüll mit ein. Danach versackt er in einer schäbigen Kriegskneipe, wo man lausigen Schnaps aus verfaulten